



SABINE  
MARTIN

Die  
**H**üterin  
des Templerschatzes

Weltbild Premiere

## Die Hüterin des Tempelschatzes

Sabine Martin

# Die Hüterin des Templerschatzes

Historischer Roman

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:

*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Victoria Davies) / [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-398-4

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

## Templerkommende Beaune, Herzogtum Burgund, Januar 1265

Die Flammen an den Fackeln züngelten unruhig. Von draußen blies eisiger Wind durch die Ritzen im Gemäuer und unter der schweren Holztür hindurch. Ein Sturm heulte um die dicken Mauern der Kommende, die sich tief in die winterlichen Hügel des Burgund duckte.

Jacques de Molay schauderte unwillkürlich. Er war nicht abergläubisch, trotzdem erschien ihm das Wetter wie ein böses Omen, wie eine letzte Warnung vor dem Schritt, den er im Begriff war zu tun. Er streckte die Schultern durch und blickte seinem Gegenüber in die Augen. Humbert de Pairaud, der Generalvisitator des Ordens, maß ihn mit strengem Blick. Neben ihm stand Amaury de La Roche, der Ordensmeister der Provinz Frankreich.

»Jacques de Molay, sucht Ihr die Gemeinschaft des Ordens?«, fragte Pairaud.

»Ja«, erwiderte Jacques mit fester Stimme.

»Wisst Ihr, wie entbehrungsreich das Ordensleben ist? Ihr müsst bereit sein, Euch zu unterwerfen, Euren Willen dem Gottes und dem der Bruderschaft unterzuordnen. Ihr müsst bereit sein, Opfer zu bringen, Hunger zu leiden, hart zu arbeiten, furchtlos zu kämpfen, um der Sache des Herrn zu dienen, solange Ihr lebt.«

»Ja, das weiß ich, und ich will gern um Gottes willen leiden und bis ans Ende meiner Tage Knecht des Ordens sein.«

Pairaud nickte zufrieden. »Habt Ihr ein Weib oder eine Braut?«

»Nein.«

»Habt Ihr bei einem anderen Orden ein Gelübde abgelegt?«

»Nein.«

»Habt Ihr Schulden? Gibt es irgendeinen weltlichen Mann, dem Ihr etwas zahlen müsst, aber nicht könnt?«

»Nein.« Allmählich entspannte sich Jacques. Die Nervosität, die er vor Beginn der Zeremonie gespürt hatte, war einer prickelnden Vorfreude gewichen. Endlich war er dort, wo er hingehörte. Und er war fest entschlossen, dem Orden bis zu seinem letzten Blutstropfen zu dienen, mehr noch, dazu beizutragen, dass er zu seiner alten Größe wiederfand.

»Leidet Ihr an einer geheimen Krankheit?«, fragte Pairaud weiter. Seine eisblauen Augen blickten ihn aufmerksam, aber nicht ohne Wärme an.

»Nein.«

»Seid Ihr jemandes Knecht?«

»Nein, ich bin frei.«

»Ihr wollt Ritterbruder werden, also muss ich Euch fragen: Seid Ihr rechtmäßiger, ehelicher Sohn eines Ritters?«

»Ja, das bin ich.«

Pairaud tauschte einen Blick mit Amaury de La Roche, der bisher kein einziges Wort gesprochen hatte. Der nickte kaum merklich.

»Folgt uns, Postulant!«, sagte Pairaud zu Jacques.

De La Roche stieß die Tür der Kammer auf, Jacques lief hinter den beiden Ordensherren über den zugigen Hof der Kommende auf das Haupthaus mit dem Kapitelsaal zu. Hier draußen war die Kälte noch schneidender. Schneeflocken tanzten um die Gebäude, der Sturm zerrte an den weißen Mänteln der Templer.

Im Kapitelsaal waren alle Männer der Kommende versammelt, der Komtur und acht weitere Ritterbrüder in weißen Mänteln mit rotem Tatzenkreuz auf der linken Schulter, einige davon alt und vom Kampf gezeichnet, mit fehlenden Gliedmaßen und Narben im Gesicht; sowie knapp zwei Dutzend Sergenten, die einen schwarzen Habit mit rotem Tatzenkreuz trugen. Am Kopfe des Saals stand der Kaplan.

Alle Köpfe schossen erwartungsvoll zum Eingang, als die drei Neuankömmlinge eintraten. Pairaud stellte sich neben den Geistlichen und bedeutete Jacques, sich ihm gegenüber aufzustellen. De La Roche trat auf die andere Seite.

Pairaud räusperte sich. »Brüder, dieser junge Ritter wünscht, in den Orden aufgenommen zu werden. Ich habe euch gerade schon einmal gefragt, nun, wo der Postulant vor euch steht, wiederhole ich die Frage: Ist einer unter euch, der an ihm etwas weiß, weshalb er auf rechtmäßige Weise nicht Bruder sein darf?«

Schweigen fiel über den Saal. Jacques' Herz schlug schneller. Es gab kein Hindernis. Trotzdem fürchtete er einige schreckliche Herzschräge lang, jemand könnte die Stimme erheben.

Pairaud sah Jacques an. »Sagt, was ist Euer Begehrt?«

»Ich begehre, in die ›Arme Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem‹ aufgenommen zu werden.«

»Und Ihr wisst, dass das Leben in unserer Gemeinschaft nicht Reichtum und Wohlleben bedeutet, sondern Armut und Buße?«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann sei es so.« Pairaud sah den Kaplan auffordernd an.

Der Geistliche reichte Jacques ein geöffnetes Evangelium. Das heilige Buch war in feinstes Leder gebunden, wunderschöne Malereien zierten den Rand des Pergaments. »Sprecht mir nach: Ich gelobe Gehorsam, Keuschheit und Armut, und ich verspreche, die Sitten und Gebräuche des Hauses zu wahren.«

»Ich gelobe Gehorsam, Keuschheit und Armut, und ich verspreche, die Sitten und Gebräuche des Hauses zu wahren«, wiederholte Jacques feierlich.

»So seid willkommen in der ›Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem‹.« Der Kaplan malte ein Kreuzzeichen in die Luft und sprach das Vaterunser, alle Brüder fielen ein.

Pairaud ließ sich von de La Roche einen weißen Mantel reichen und legte ihn Jacques um die Schultern.

»Nun seid Ihr unser Bruder«, verkündete er, beugte sich vor und küsste Jacques auf den Mund, wie es Brauch war.

Freude rieselte durch Jacques' Glieder wie perlender junger Wein. Er hatte es geschafft, er war ein Ritter des Tempels, einer von jenen ehrfurchteinflößenden Kämpfern Gottes, die er schon als Junge bewundert hatte. Bald schon würde er ins Morgenland

geschickt werden und an der Seite seiner Brüder für den wahren Glauben kämpfen.

Jacques war so glückstrunken, dass er nicht sofort merkte, wie die Stimmung im Saal sich veränderte. Die feierliche Stille war einer gespannten Unruhe gewichen. Leise Stimmen waren zu hören, erst nur vereinzelt, dann vereint zu einem einzigen Ruf.

»Zugabe! Zugabe!«, riefen die Männer.

Jacques erstarrte. Er hatte die Gerüchte gehört. Aber er hatte sie nicht geglaubt. Natürlich wusste er, dass viele Gemeinschaften ihre Neulinge einer Mutprobe unterzogen. Oder ihnen derbe Streiche spielten. In seiner ersten Nacht als Page hatten die älteren Pagen und die Knappen ihn von seinem Strohsack gezerrt und nackt im Schweinestall eingesperrt, wie sie es mit jedem Neuling machten. Aber die edlen Tempelherren?

Jacques blickte verunsichert zu Pairaud.

Der Generalvisitator gab Amaury de La Roche ein Zeichen und trat zurück. De La Roche zog ein Kruzifix aus den Falten seines Gewandes und hielt es hoch.

Die Rufe verstummten.

Trotz der Kälte brach Jacques der Schweiß aus.

»Leugnet, dass der Gekreuzigte der Sohn Gottes ist!«, forderte der Ordensmeister Frankreichs mit schnarrender Stimme.

»Das kann ich nicht«, flüsterte Jacques.

»Ihr habt unbedingten Gehorsam gelobt.« De La Roche beugte sich vor. Seine Augen waren rotgerändert, als hätte er zu wenig Schlaf bekommen oder zu häufig dem Wein zugesprochen. Sein Bart glänzte rötlich im Schein der Fackeln.

Jacques rann der Schweiß den Rücken hinunter. In seiner Kehle saß ein Klumpen, dick wie ein reifer Pflirsich. »Herr im Himmel!«, flehte er stumm. »Was soll ich tun?«

»Leugnet!«, zischte de La Roche.

»Der Gekreuzigte ist nicht der Sohn Gottes«, presste Jacques hervor. *Herr, vergib mir! Du weißt, dass meine Zunge Worte formt, die mein Herz nicht fühlt!*

Ein Raunen ging durch die versammelten Brüder. Jacques



hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie schockiert waren oder leise frohlockten.

Der Ordensmeister reagierte nicht, nur seine Mundwinkel zuckten. »Und jetzt spuckt auf das Kruzifix!«, verlangte er. »Um Eure Worte zu bekräftigen.«

Jacques schloss die Augen. *Vater im Himmel, verzeih mir.* Er spuckte auf das Kruzifix, das de La Roche ihm auffordernd hinhielt, zielte jedoch so, dass er nur die obere Ecke traf, die am weitesten vom Abbild des Gekreuzigten entfernt war.

Unvermittelt brachen die Brüder in Jubel aus. Sie grölten und applaudierten. Einige traten vor und klopfen ihm auf die Schulter.

Jacques blieb reglos stehen. Seine Knie waren so weich, dass er fürchtete, ein einziger Schritt könnte ausreichen, um ihn zu Fall zu bringen. Wie durch dicken, milchigen Nebel nahm er wahr, dass Humbert de Pairaud zu ihm trat.

»Keine Sorge, mein Sohn«, sagte er mit verhaltener Stimme. »Es ist eine alte Tradition aus der Zeit der Kämpfe gegen die Sarrazenen. Wer in die Gewalt der Ungläubigen geriet, konnte nur auf Freilassung hoffen, wenn er vortäuschte, die Göttlichkeit Jesu zu leugnen. Gott zürnt Euch nicht, denn er weiß, dass Ihr nicht von Herzen gesprochen habt.«

Jacques hätte ihm gern geglaubt. Aber er konnte nicht. Eine dunkle Ahnung legte sich auf seine Schultern wie ein schwerer schwarzer Mantel. Eines Tages würde er, würden alle, die je an einem solchen Ritual teilgenommen hatten, für ihr gottloses Handeln geradestehen müssen. Und die Strafe des Herrn würde furchtbar sein.

## Nahe Saint-Félix-de-Caraman, Frankreich, Juni 1266

Guillaume wog das Messer in der Hand, das sein Vater ihm vor zwei Monaten zum siebten Geburtstag geschenkt hatte, und steckte es in die Scheide, die seine Mutter ihm genäht hatte. Ein Schwert wäre ihm lieber gewesen. Aber er besaß keines. Außerdem wäre es zu schwer, selbst wenn er es mit beiden Händen hielt. Er griff nach seinem Beutel. Hatte er an alles gedacht? Brot und Käse. Verdünnter Wein, ein warmer Umhang, denn obwohl Sommer war, konnte es in den Bergen nachts kalt werden, wenn der Wind von den Gipfeln der Pyrenäen herüberwehte.

Guillaume spitzte die Ohren. Das Röhren aus der Nase seines Onkels überdeckte alle anderen Geräusche. Das war einerseits gut, denn so konnte niemand hören, wie er heimlich nach draußen schlich. Andererseits konnte er nicht genau feststellen, wann die Wachen auf ihrer Runde an dem Haus vorbeikamen. Er kletterte über die schlafenden Körper hinweg zur Tür, öffnete sie vorsichtig, damit sie nicht quietschte.

Helles Mondlicht schien ihm ins Gesicht. Die Gebäude lagen still da. Scheune, Ställe und ein halb verfallener Schuppen zeichneten sich scharf gegen den Sternenhimmel ab. Sie waren leer. Der Onkel, seine Familie und alle Nachbarn, die mit ihnen in die Berge geflohen waren, verbrachten die Nacht ebenso wie Guillaume im Haupthaus des verlassenen Gehöfts.

Feiglinge allesamt. Das ganze Dorf war weggelaufen, als man Guillaumes Eltern verhaftet hatte. Niemand hatte geholfen, niemand protestiert. Alle hatten Angst gehabt, die Nächsten zu sein. Sie hätten kämpfen müssen! Sie hätten seinen Eltern beistehen müssen! Stattdessen hatten sie angstschlotternd ihre Habe gepackt und sich in den Bergen in Sicherheit gebracht.

Nur Guillaume hatte sich den Männern entgegengestellt, sie

angebrüllt und mit den Fäusten traktiert. Daraufhin hatte einer von ihnen ihm einen Stüber verpasst, sodass er quer durch die Stube geflogen und kurz ohnmächtig geworden war.

Kaum war er wieder bei Sinnen gewesen, war er den Männern hinterhergerannt, hatte sie eingeholt, obwohl sie Pferde gehabt hatten. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, doch niemand hatte ihm beigestanden. Guillaume hatte sich eine Mistgabel gegriffen, doch bevor er den ersten Feind angreifen konnte, hatte sein Onkel ihn gepackt und weggeschleppt.

Als sie zurück im Haus waren, hatte sein Onkel ihm über den Kopf gestrichen und gesagt: »Du bist ein tapferer kleiner Mann, deine Eltern können stolz auf dich sein! Aber du musst stark sein, du musst das Banner deiner Familie weitertragen – und auf Gott vertrauen. Die Gnade des Herrn ist groß!«

Doch Guillaume wollte nicht auf Gott vertrauen. Er hatte zu oft gesehen, wie die Schergen des Papstes brave, anständige Menschen der Ketzerei bezichtigten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten.

Wie beim Schachspiel hatte er sich einen Plan zurechtgelegt und war ihm immer wieder durchgegangen, hatte sich in seiner Fantasie vorgestellt, was sein würde, wenn er dieses oder jenes tat oder nicht tat, hatte alle Varianten durchprobiert. Vater hatte ihn das Spiel der Könige gelehrt, und bereits jetzt, mit sieben Jahren, gab es niemanden im Dorf, der ihn darin besiegen konnte. Dabei war es doch so einfach, vor allem am Anfang, wenn erst einige Figuren in den Kampf gezogen waren. Schwierig wurde es, wenn alle Figuren im Spiel waren. Dann musste er manchmal lange überlegen, aber er vergaß nie eine Wendung oder Möglichkeit. Neigte sich das Spiel dem Ende zu, wusste er bereits viele Züge im Voraus, dass sein Gegner verloren war.

Guillaume blickte in alle Richtungen. Keine Wache zu sehen. Bestimmt standen sie auf der anderen Seite der Mauer, die das Gehöft umgab, die Augen in die Ferne gerichtet. Sie rechneten mit einem Feind von außen, nicht mit einem Flüchtling aus ihren eigenen Reihen. Lautlos schlich Guillaume über den Hof. Sein

Herz schlug wild in seiner Brust. Als er den Durchlass in der Mauer erreichte, in dem einst das Tor gewesen war, verlangsamte er seine Schritte. Vorsichtig spähte er um die Ecke. Etwa zwanzig Schritte entfernt standen zwei Männer. Gerade reichte der eine dem anderen einen Weinschlauch.

Das war die Gelegenheit.

Geduckt lief Guillaume los. Schnell hatte er die Ruine hinter sich gelassen und die schmale Landstraße erreicht, auf der sie vor weniger als einer Woche hergekommen waren. Er wusste, dass die Zeit knapp war. Sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als er sich an das Gespräch erinnerte, das er gestern belauscht hatte.

Sein Onkel hatte sich mit einem der anderen Männer unterhalten. Gezischelt wie die Schlangen hatten sie, sich immer wieder umgeschaut, doch Guillaume hatte auf dem Dach des Backhauses gelegen und war unentdeckt geblieben.

»Ich habe Nachricht aus Caraman«, hatte sein Onkel geraunt. Das war die Stadt in der Nähe ihres Dorfes, wo die Eltern immer zum Markttag hinfuhren. »Das Urteil ist gefällt.« Dann hatte er betreten geschwiegen.

Guillaume wäre am liebsten vom Dach gesprungen und hätte die Worte aus ihm herausgeschüttelt, wie man Oliven vom Baum schüttelte.

*Das Urteil ist gefällt!*

Guillaume hatte ein Stoßgebet zum Himmel geschickt.

Schließlich hatte der Onkel weitergesprochen: »In drei Tagen, zu Johannis, wenn die Geburt des Täufers und die kürzeste Nacht des Jahres gefeiert wird ...«, seine Stimme brach, »... werden sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt.« Er hatte tief geseufzt. »Wir können nichts dagegen tun, es ist Gottes Wille.«

Gottes Wille! Wie konnte Gott seinen Eltern, die nie einem Menschen etwas zuleide getan hatten, die immer fleißig beteten und hart arbeiteten, den Tod wünschen?

In dem Augenblick, oben auf dem Dach des Backhauses, hatte er beschlossen, sich der Anordnung seines Onkels zu widersetzen und seine Eltern zu retten.

Die ganze Nacht lief Guillaume auf der Landstraße, obwohl die Müdigkeit und die Kälte ihm arg zusetzten. Erst gegen Mittag suchte er sich ein Versteck, um ein wenig auszuruhen. Er bat Gott um Schutz und schlief vor Erschöpfung sofort ein.

Spät am Nachmittag schreckte Guillaume aus wilden Albträumen hoch. Die Sonne stand schon dicht über dem Horizont, es mochte bereits die zehnte oder elfte Stunde des Tages angebrochen sein. Sein Magen knurrte, er stopfte sich Brot und Käse in den Mund. Dann nahm er einen tiefen Schluck verdünnten Wein.

Bevor er aufbrach, kniete er sich nieder und betete das Vaterunser. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme. Sie zitterte wie bei einem Greis. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu, doch er erinnerte sich an die Worte seiner Mutter: »Was immer dir auf deinem Weg begegnen mag, sei es Versuchung, Schmerz oder Tod – mit der Hilfe Gottes wirst du jede Prüfung bestehen. Vergiss das niemals, mein Sohn. Du wirst das Schicksal, das dir zudedacht ist, erfüllen.«

Guillaume eilte weiter, rot gleißend versank die Sonne hinter den Bergen, der Mond stand schon am Himmel, sein Licht gewann mehr und mehr an Kraft. Die Geräusche des Tages verschwanden, die der Nacht setzten ein. Guillaume folgte weiter der Landstraße. Einige Male war er nicht sicher, welchen Abzweig er nehmen sollte, einmal musste er umkehren, weil der Weg so schmal wurde, dass es keinesfalls der richtige sein konnte.

Als die Dunkelheit der Nacht allmählich dem fahlen Licht des Morgens wich, erkannte er, dass er ganz in der Nähe seines Dorfes war. Jetzt war es nicht mehr weit bis nach Caraman. Er musste nur noch die Schlucht, die Gorge de la Reine überqueren, dann wäre er schon fast vor den Toren der Stadt.

Guillaume fühlte sich stark, trotz der Blasen an seinen Füßen, trotz der Schwere in seinen Beinen. Er erklimmte einen Hügel, von dem aus man einen guten Blick auf die Brücke über die Schlucht hatte. Sie war menschenleer. So früh am Tag war noch niemand unterwegs.

Schnell lief er los, doch schon nach zwei Dutzend Schritten blieb er entsetzt stehen. Der hintere Teil der Brücke, den er von der Kuppe des Hügels nicht hatte sehen können, war eingestürzt. Die ganze Kraft, die ihn hierhergetragen hatte, verflog wie Frühnebel. Er sank auf die Knie und weinte. Warum war Gott so ungerecht zu ihm? Was hatte er Böses getan? Wofür wurde er bestraft? Guillaume schlug seine Faust auf den steinigten Boden. Der Schmerz weckte seinen Widerstand; er streckte sein Kinn nach vorn und rief trotzig: »Wenn da keine Brücke ist, dann werde ich einen anderen Weg finden. Es gibt immer einen anderen Weg!«

Die Hänge links und rechts der Brücke waren zu steil, um hinunterzuklettern. Also wandte er sich nach Süden, dort wurde die Schlucht breiter und flacher. Mit jeder Stunde, die verstrich, sank seine Geduld. Immer wieder sagte er sich, dass es besser sei, einen Umweg zu gehen, als in die Schlucht zu stürzen und gar nichts mehr tun zu können. Doch die Zeit lief ihm davon. Der Tag war bereits weit fortgeschritten, und er wusste nicht, zu welcher Stunde seine Eltern hingerichtet werden sollten.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er begann den steilen Abstieg, um den Weg zu verkürzen, hangelte sich von Stein zu Stein, von Baum zu Baum, wählte jeden Schritt sorgsam. Schon konnte er den Grund der Schlucht erkennen, als vor ihm ein Vogel aufflatterte, er sich erschreckte und den Halt verlor. Sein Knöchel knickte um, der Schmerz fuhr ihm heiß das ganze Bein hinauf, er verlor den Halt, spürte, wie der Boden unter ihm ins Rutschen kam. Schützend hielt er sich die Hände vors Gesicht, überschlug sich, wurde immer schneller. Bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, schlug er mit dem Kopf auf einen Stein. Zuerst sah er Licht in allen Farben, dann nichts mehr.

Langsam kam Guillaume wieder zu sich. Als Erstes spürte er das Feuer in seinem Knöchel, dann den Durst, dann das Jucken und Kitzeln. Insekten krochen über ihn hinweg. Er schüttelte sie ab. Wie lange hatte er am Grund der Schlucht gelegen? Wenige Augenblicke oder Stunden? Er versuchte sich an den Stand der

Sonne vor seinem Sturz zu erinnern, doch seine Gedanken flirrten zu sehr hin und her.

Hastig rappelte er sich auf. Sein Schädel brummte, seine Zunge lag pelzig in seinem Mund, Durst quälte ihn. Bei jedem Schritt jagte ein brennender Schmerz durch seinen Knöchel, er konnte nur humpeln, doch er kam voran.

Endlich hatte er den Höhenkamm auf der anderen Seite der Schlucht erreicht. Der Wind trug den Klang von Kirchenglocken zu ihm hin. Er hastete zu einer Stelle, wo kein Gestrüpp den Blick versperrte und er freie Sicht auf Caraman hatte.

Was er sah, trieb ihm die Tränen in die Augen. Eine Prozession schlängelte sich aus dem Stadttor in seine Richtung, angeführt von Fackelträgern in dunklen Gewändern. Der Zug bewegte sich auf eine Anhöhe zu, auf der zwei Scheiterhaufen errichtet waren.

Verzweiflung ergriff Besitz von Guillaume. Er war so nah, dass er Gesichter erkennen konnte, und doch zu weit weg. Selbst wenn er bei vollen Kräften wäre und sein Knöchel unverletzt, würde er noch fast eine Stunde brauchen, um die Stadt zu erreichen, denn eine weitere Schlucht tat sich zwischen ihm und seinem Ziel auf. Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Er versuchte loszurennen, doch seine Beine knickten einfach unter ihm weg. Er zitterte am ganzen Leib, versuchte dennoch, sich wieder aufzurappeln, doch so sehr er es auch wollte, seine Glieder gehorchten ihm nicht mehr. Er konnte keinen Schritt mehr machen, ja er konnte sich nicht einmal auf allen vieren vorwärtsschleppen.

Der Schlag dumpfer Trommeln wogte herauf. Die Prozession wand sich wie eine feurige Schlange auf die Scheiterhaufen zu, die Fackeln erschienen Guillaume wie höhnisch grinsende Geister.

Immer wieder verschwamm ihm der Blick, er rieb sich die Augen, damit er scharf sehen konnte. Da waren sie! Vater und Mutter. Sie trugen graue Büßergewänder, ihre Gesichter waren bleich und verschmutzt, aber sie hielten sich aufrecht. Soldaten in voller Rüstung flankierten sie, jederzeit bereit, sie an der Flucht zu hindern. Der Bischof, die Dominikanermönche und die Henkersknechte bildeten die Spitze der Prozession, die Schaulustigen das Ende.

Der Zug kam zum Stehen. Und da entdeckte Guillaume etwas, das ihn vor Schreck erstarren ließ. Neben dem Priester stand ein halbes Dutzend Männer in weißen Mänteln mit rotem Tatzenkreuz. Ritter des Templerordens. Kälte rieselte durch Guilloumes Glieder. Einen der Männer kannte er. Sein Name war Antoine de Fauchait. Er war bei seinen Eltern ein und aus gegangen. Die Tempelherren, so hatte Vater es ihm erklärt, hätten sich immer für die Katharer eingesetzt, sich nie an ihrer Verfolgung beteiligt, sogar einige Freunde Gottes in ihrem Orden aufgenommen, um sie zu schützen. Was also machten diese Männer an der Seite derer, die seine Eltern töten wollten? Hatten sie sie verraten?

Ja, so musste es sein!

Verzweiflung und Wut über seine Machtlosigkeit und sein Versagen trieben Guillaume erneut die Tränen in die Augen. Hastig wischte er sie fort und faltete die Hände.

»Lieber Gott«, betete Guillaume mit erstickter Stimme, »erbarme dich meiner Eltern! Rette sie! Denn sie haben nichts Böses getan. Sie haben dich immer gelobt und verehrt. Sie sind deine Diener. Ich flehe dich an!«

Doch Gott erhörte ihn nicht. Die Soldaten banden Guilloumes Eltern an die beiden Pfähle, die aus dem aufgeschichteten Holz und Reisig herausragten, einer der Dominikaner trat vor, entrollte ein Pergament. Guillaume konnte seine Worte nicht hören. Er schien seine Eltern etwas zu fragen, beide schüttelten energisch den Kopf.

Der Bischof gab ein Zeichen, die Henkersknechte legten ihre Fackeln in das Reisig. Sofort schlugen Flammen hoch, weißer Rauch hüllte die Scheiterhaufen ein.

Guillaume hielt den Atem an. Grässliche Schreie drangen zu ihm hinauf. Ein Schauer durchlief seinen Körper, und ohne dass er etwas dagegen hätte tun können, schüttelte er sich vor Weinen. Er starrte auf das Feuer, das in den Himmel loderte. Er wusste, dass seine Eltern dort unten bei lebendigem Leib verbrannten, und er konnte nichts dagegen tun.

Die Schreie gingen in ein langgezogenes Heulen über, der Bi-



schof hob eine Hand, Bogenschützen feuerten Salven in den Brand, die Schreie verstummten. Der Gottesmann hatte die furchtbaren Schmerzenslaute seiner Opfer nicht länger ertragen können.

Guillaume senkte den Blick. Jetzt waren sie tot! Seine Eltern waren tot! Verraten und ermordet von Rittern des Templerordens.

Mit zitternden Fingern wischte er sich Rotz und Tränen weg und vergrub sein Gesicht in der kalten Erde. Er wollte nur noch eins: Rache.

## Entrecasteaux, Grafschaft Provence, August 1288

Die Farben, die Gerüche und der Lärm machten Amiel schwindelig. Er wusste gar nicht, wohin er zuerst gucken sollte. Zu den Buden, wo Türkischer Honig, kandierte Früchte und andere Leckereien angeboten wurden, oder zu den Gauklern, die die wundersamsten Kunststücke darboten. Gleichzeitig kroch die Angst in ihm höher und höher.

Gegen das ausdrückliche Verbot seines Vaters hatte Amiel seine kleine Schwester Aliénor mit auf den Jahrmarkt genommen, weil sie es sich gewünscht hatte. Und wenn er ehrlich war, war sie ein guter Vorwand, denn er selbst hatte nicht widerstehen können, als er von der Burg aus die bunten Wagen in die Stadt ziehen gesehen hatte.

Eben hatte er Aliénor eine Hand voll getrocknete Datteln gekauft, die sie mit großer Hingabe verspeiste, während sie einem Mann zuschauten, der bunte Tücher durch die Luft wirbelte, erst drei, dann vier, dann ein halbes Dutzend, und nicht eins davon zu Boden fallen ließ.

Aliénor war gerade vier geworden, er selbst war sieben. Schon nächste Woche würde er zu seinem Onkel nach Grimaud gebracht werden, wo seine Ausbildung zum Ritter beginnen sollte. Deshalb hatte er unbedingt noch einmal auf den Jahrmarkt gewollt. Sie schlenderten weiter, bewunderten die Feuerschlucker, staunten über die Frau ohne Knochen und fürchteten sich vor dem Bärenmenschen, der sie mit feurigen Augen anstarrte und sich die Lippen leckte. Schreiend liefen sie weg, weil sie Angst hatten, gefressen zu werden.

Außer Atem blieben sie vor einem Zelt stehen. Ein Mann, wie ihn Amiel noch nie gesehen hatte, trat daraus hervor, lächelte und sagte: »Nun, werde Gäste, wie kann euch Randolph, der Wahrsager, zu Diensten sein?«

Mit offenem Mund blieb Amiel stehen, Aliénor fest an seiner Hand. Schlohweißes Haar fiel dem Mann bis über die Schultern, aber er war nicht alt. Sein Gesicht war glatt, seine Stimme jung und kräftig.

»Wollt ihr eure Zukunft wissen? Da seid ihr bei mir genau richtig. Man kann gar nicht früh genug anfangen, sein Schicksal zu erforschen.« Er wies auf das Innere des Zeltes. »Tretet ein!«

Amiel wich einen Schritt zurück. Der Mann war ihm unheimlich. Er trug einen Mantel, der ebenso weiß war wie sein Haar. Wie jedes seiner Haare. Auch die Brauen waren weiß. Dieser Randolph war ihm nicht geheuer. Vor allem seine Augen flößten Amiel Furcht ein. Sie waren rosa, wie bei dem Kaninchen, das Vater vor einem Jahr geschlachtet hatte. Es war auch ganz weiß gewesen und seine Augen ebenso rötlich wie die des Wahrsagers. Vater hatte gesagt, es sei kein gutes Tier, es würde beißen und nach den anderen Kaninchen ausschlagen.

»Wie heißt du denn?«, fragte Randolph, der Wahrsager, beugte sich vor und lächelte Aliénor an. »Du hast bestimmt einen schönen Namen, so hübsch wie du bist.«

Aliénor legte die Stirn in Falten, schaute an Randolph vorbei und zeigte auf eine Stange, an der Amulette hingen. »Da ist ein Drache!«

Der Wahrsager wandte sich um und nahm ein schwarz glänzendes Amulett ab, das einen Drachen zeigte. Er hielt es Aliénor hin. »Pass auf!« Er machte eine schnelle Handbewegung, dann hatte er zwei Teile in der Hand. »Das ist ein ganz besonderer Drache. Er muss von zwei Menschen geteilt werden. Die schützt er dann mit seinen magischen Kräften.«

»Nein!«, sagte Amiel. »Wir kaufen nichts.«

Aliénor zerrte an seiner Hand. »Amiel, bitte! Dann kannst du bei mir sein, auch wenn du fortgehst.«

Amiel zögerte. Er hatte genug Kupfermünzen in seinem Beutel, aber der Weißhaarige war ihm noch immer nicht geheuer. Außerdem gefiel ihm nicht, wie der Mann Aliénor anstarrte. Zwar waren er und seine Schwester es gewohnt, neugierige Bli-

cke auf sich zu ziehen, weil ihre Haare hell waren wie die der Nordmänner, aber in den Augen des Fremden flackerte etwas, das über Neugier hinausging. Zudem mussten sie zusehen, dass sie heimkamen. Bevor jemand bemerkte, dass sie ausgebüxt waren.

»Ich will euch einen besonders guten Preis machen.« Der Wahrsager rieb sich das Kinn. »Sagen wir einen halben Denier.«

Amiel schnappte nach Luft. So viel Geld für ein billiges nutzloses Amulett? »Das ist zu teuer. Du willst uns betrügen! Aliénor! Lass uns gehen.«

Aber seine Schwester wollte nichts davon hören. »Der Drache wird uns beide beschützen. Für immer.« Tränen schimmerten in ihren Augen. »Du hast gesagt, dass die Welt gefährlich ist. Ein Drache ist stark!«

Der Wahrsager ließ die Amulette vor Amiel hin- und herpendeln. Er hatte mit geschickten Fingern an die zweite Hälfte ebenfalls ein Lederband geknotet, sodass beide um den Hals getragen werden konnten. »Deine Schwester ist weise, junger Recke. Du solltest auf sie hören.«

»Bitte!«, quengelte Aliénor. »Bitte, bitte, bitte, bitte!«

Der Wahrsager tat so, als würde er nachdenken. Er zeigte auf Aliénor. »Weil du ein so gutes Kind bist, will ich mich für dich in den Ruin stürzen. Gebt mir eine halbe Kupfermünze, und der stärkste aller Drachen ist euer.«

Eine halbe Kupfermünze, der Gegenwert für ein Brot. Wahrscheinlich war auch das noch viel zu teuer für den billigen Tand. Amiel betrachtete Aliénor. Bald würde er sie verlassen. Sie würde es nicht verstehen, würde sich an ihn klammern, aber er hatte keine Wahl. Ein Abschiedsgeschenk würde sie trösten. Er zog eine halbe Kupfermünze aus seiner Geldkatze und reichte sie dem Wahrsager. Der verbeugte sich tief.

»Wer soll den Kopf bekommen?«

Amiel öffnete den Mund.

Doch der Mann war schneller. Er hob eine Hand. »Sag nichts, ich weiß es. Du, mein Junge, gebrauchst sehr oft deinen Ver-

stand. Du bist ein wahrer Denker. Du bekommst den Kopf. Ein scharfer Verstand ist eine mächtige Waffe. Vergiss das nie!«

Mit einer schnellen Bewegung hängt Randolph ihm das Amulett um den Hals. Der Drachenkopf schimmerte dunkel, Amiel fasste ihn an. Der Stein fühlte sich glatt und kalt an.

»Du musst ihn am Herzen tragen. Nur so kann er seine Kraft entfalten!«

Amiel stopfte das Amulett unter sein Wams und nahm Randolph die andere Hälfte ab. Er sollte seiner Schwester nicht zu nahe kommen. Am Ende würde er noch einen Zauber über sie werfen.

Aliénor sprang auf, klatschte in die Hände. »Danke, danke, danke«, rief sie, und Amiel fragte sich, warum sie alles mindestens dreimal sagen musste. Er hängt ihr das Amulett um, fuhr mit dem Finger die geschwungene Linie entlang, zog sein eigenes noch einmal hervor und hielt die beiden Teile aneinander. Sie passten genau. Gemeinsam ergaben sie einen schuppigen Drachen mit Flügeln, Krallen, einem langen Schwanz und einem Kopf, aus dessen zahnbewehrtem Maul Feuer schlug.

»Es gibt kein Amulett, das genau die gleichen Bruchkanten hat und mit einer dieser Hälften zusammenpasst«, sagte Randolph. »Sie sind einmalig.« Er legte eine Hand auf sein Herz. »Das schwöre ich bei meiner unsterblichen Seele!«

»Du musst jetzt einen Zauberspruch aufsagen, sonst kann der Drache uns nicht beschützen«, flüsterte Aliénor. Sie hatte vor Aufregung rote Flecken im Gesicht.

»Zuerst gehen wir von hier weg«, sagte Amiel. »Sicher vermisst man uns schon. Wir kriegen Riesenjäger, wenn wir erwischt werden.«

Amiel stapfte los, rannte fast, so eilig hatte er es plötzlich, und zog Aliénor hinter sich her. Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um. Der Weißhaarige stand vor seinem Zelt, die unheimlichen rosa Augen auf sie geheftet. Da wusste Amiel plötzlich, dass etwas Schreckliches geschehen würde.

## Trier, Heiliges Römisches Reich, Mai 1305

Elva rang nach Luft und strich sich eine blonde Strähne hinter das Ohr, die aus ihrer kunstvoll hochgesteckten Frisur gerutscht war. Sie waren den ganzen Weg vom Marktplatz bis zum Anwesen der de Pontes gerannt, an ihrem eigenen Haus in der Fleischgasse vorbei, über die Johannisgasse auf das Tor zu, das zur Anlegestelle an der Mosel führte, und dann links in die Feldgasse. Weg von dem Fest, von dem lustigen Gesang, den ausgelassenen Tänzern und den verführerisch duftenden Ständen mit Krapfen, Mandelkuchen und anderen Leckereien. Elva hatte nicht fortgewollt, doch Thorin hatte versprochen, ihr ein Geheimnis anzuvertrauen. Und sie liebte Geheimnisse.

»Was machen wir hier?«, fragte sie noch immer außer Atem.

»Wart's ab.« Thorin zog sie in den stillen, verlassen Hof. Sein Vater, Bertolf de Ponte, handelte mit Wein. Er war ein Vetter des mächtigen Grafen de Ponte, der in der Burg vor dem Grimmtor residierte. In einer Ecke des Hofes stapelten sich Fässer, unter einem Holzdach stand eine große Presse. De Ponte besaß einen Weinberg vor der Stadt, ein Teil des Weins, den er verkaufte, stammte aus eigenem Anbau. Normalerweise wimmelte es auf dem Hof von Knechten, doch an einem Festtag wie heute hatte sogar das Gesinde frei.

Thorin griff nach einem Talglicht, das in einer Mauernische bereitstand, entzündete es und stieß eine wuchtige hölzerne Pforte auf. Ausgetretene Stufen wurden sichtbar, die hinab ins Dunkel führten. Schwerer süßlicher Duft strömte ihnen entgegen. Die Flamme der Talglampe flackerte unruhig.

»Der Weinkeller deines Vaters.« Elva verzog enttäuscht das Gesicht. »Dort soll das Geheimnis sein?«

Thorin sah sie schweigend an. In seinem Blick lag etwas, das

Elva nicht deuten konnte. Er wirkte plötzlich fremd, dabei kannte sie ihn schon ihr ganzes Leben. Ob es daran lag, dass er seit einigen Monaten keine Muße mehr hatte, um sich wenigstens hin und wieder davonzuschleichen und mit ihr am Moselufer aus Weidenruten Bögen zu bauen und Wettschießen zu veranstalten? Dass er jetzt ein Mann war und seinem Vater von morgens bis abends im Geschäft zur Hand gehen musste?

Sie selbst fühlte sich gar nicht erwachsen, obwohl sie genau wie Thorin fünfzehn Jahre alt war und ihr Vater immer öfter davon sprach, dass sie bald heiraten würde. Ihre große Schwester Leni war die Vernünftige, die Kluge, die Fleißige. Leni hatte schon mit vierzehn geheiratet, einen Händler aus Marseille, mit dessen Familie die ihre seit Jahrzehnten Geschäfte machte. Das war vor fünf Jahren gewesen. Seither hatte Elva ihre große Schwester nicht gesehen. Viele Briefe waren gekommen, die vom Leben in der fernen großen Stadt erzählten, von den zwei Kindern, die Leni inzwischen geboren hatte, doch Elva fand nur selten die Muße zu antworten. Sie war nicht sehr geschickt mit Feder und Tinte. Viel lieber tollte sie draußen herum. Aber das war ihr nur noch selten vergönnt. So wie Thorin seinem Vater beim Weinhandel zu helfen hatte, musste sie im Haushalt mitanpacken und alles lernen, was eine gute Ehefrau zu wissen hatte.

Unwillkürlich drehte Elva sich um und blickte nach Westen. In einiger Entfernung war der Turm der Kirche zu erkennen, die in der Kommende der Tempelritter stand. Ein Ritter dieses Ordens hatte vor vielen Jahren Elvas Großvater mit dem Oberhaupt der Händlerfamilie Romarin aus dem fernen Marseille bekannt gemacht. Dieser provenzalische Händler kannte einen Araber, der ihm Pfeffer verkaufte und auf diese Weise das Monopol der Venezianer umging. So hatte alles begonnen. Pfeffer hatte die Familie Fleringen reich gemacht. Elvas Vater, der Gewürzhändler Jacob Fleringen, war einer der wohlhabendsten Männer Triers, und er saß sogar im Stadtrat.

Thorin fasste Elva bei der Hand. »Was ist mit dir? Du hast doch keine Angst?«

»Natürlich nicht!«

»Dann komm!« Er stieg die Stufen hinab, ließ dabei ihre Hand nicht los.

Elva blieb nichts anderes übrig, als hinter ihm her in die Dunkelheit zu stolpern. Seit zwei Jahren half Thorin seinem Vater nicht nur auf dem Hof, er begleitete ihn auch, wenn er überall im Land Wein auslieferte. Vielleicht hatte er ihr von seiner letzten Reise etwas mitgebracht. Elva unterdrückte einen Seufzer. Sie beneidete Thorin, weil er schon so viel von der Welt gesehen hatte. Er war sogar in Köln gewesen! Sie war bislang nicht ein einziges Mal aus Trier herausgekommen.

Sie erreichten den Treppenabsatz. Hier unten war es stockfinster, bis auf das Talglicht in Thorins Hand, das zuckende Schatten an die Wände warf. Fässer waren zu beiden Seiten eines langen Gangs aufgereiht, dessen Ende Elva nicht erkennen konnte.

»Und nun?«, fragte sie. Ihre Stimme hallte dumpf durch das Gewölbe. Feuchtigkeit kroch unter den Stoff ihres dünnen Festtagskleides. Sie fröstelte, sehnte sich zurück nach dem Fest, nach der Wärme des Frühsommerabends, nach den Lichtern und der Musik.

»Morgen breche ich zu einer sehr langen Reise auf«, sagte Thorin mit feierlicher Stimme. Die eine Hälfte seines Gesichts lag im Schatten, seine Augen schimmerten geheimnisvoll. »Ich werde viele Monate fort sein.«

»Wohin geht es?« Elva fragte nicht aus Interesse, denn sie hatte nur eine sehr vage Vorstellung davon, wo ferne Städte und Länder lagen. Aber Thorin schien es zu erwarten.

»In den Norden.«

»Und das Geheimnis?« Ungeduldig trippelte Elva von einem Fuß auf den anderen. Warum spannte Thorin sie so auf die Folter?

Er räusperte sich. »Ich will, dass du mir einen Kuss schenkst zum Abschied.« Er schaute sie an, als ob sein Wunsch das Normalste auf der Welt sei.



»Aber ...«

»Die Erinnerung wird mich wärmen, wenn ich dort oben in der Kälte und Einsamkeit Heimweh habe. Wusstest du, dass es Gegenden gibt, wo der Schnee nie schmilzt?«

»Nein. Ist das wahr?« Elva blinzelte verwirrt. Thorin sprang so abrupt von einem Thema zum anderen, dass sie Mühe hatte, seinen Gedanken zu folgen.

»Also? Kriege ich meinen Kuss?« Er beugte sich vor.

»Aber das dürfen wir ...«

»Wenn ich wiederkomme, werde ich um deine Hand anhalten.«

Elvas Herz flatterte. Thorin de Ponte war ihr Spielkamerad, seit sie denken konnte, doch dieses Spiel hier war anders. Neu. Aufregend. »Dann sind wir jetzt verlobt?«, fragte sie mit bebender Stimme.

»Ja«, wisperte er. »Doch noch ist es geheim.«

Das also war das Geheimnis!

Thorin, der noch immer ihre Hand hielt, zog sie an sich. Sie spürte die Wärme seines Körpers, seinen Atem auf ihrem Gesicht. Sie schloss die Augen, als er seine Lippen auf die ihren presste. Ein Schwindel ergriff sie, der Keller schien sich zu drehen. Als Thorin seine Zunge in ihren Mund schob, sprang sie erschrocken zurück und zog ihre Hand aus seiner.

»Entschuldige«, murmelte Thorin und fuhr sich verlegen durch das Haar. »Ich wollte dich nicht ...« Er sah sie an. Seine Augen wirkten plötzlich riesengroß. »Gib mir ein Pfand! Ein Liebespfand.«

»Was denn für ein Pfand? Ich verstehe nicht.«

Er streckte die Finger aus, berührte sachte den Stoff ihres Kleides. »Eins der Bänder. Löse es und gib es mir.«

Sie starrte an sich hinunter. Über der Brust und an den Seiten war das Kleid mit blauen Bändern geschnürt. »Das geht nicht.«

Er wurde ernst, seine Stimme hart. »Doch! Es muss sein. Ich brauche ein Pfand, damit ich deiner Liebe gewiss sein kann!« Er

bückte sich, stellte das Talglicht auf dem Boden ab und öffnete die Ledertasche an seinem Gürtel, in der sein Messer steckte. Er zog es heraus, die Klinge blitzte.

Elva bekam es mit der Angst zu tun. Ihr Herz hämmerte wild. So hatte sie Thorin noch nie gesehen. Was war nur los mit ihm?

»Nicht das ganze Band, nur ein Stück«, sagte er mit rauher Stimme. »Lass es mich abschneiden.«

Noch bevor Elva protestieren konnte, hatte er die Schleife an ihrem Mieder gelöst. Er setzte das Messer an, lautlos glitt es durch den dünnen Stoff. Thorin hielt sich den blauen Streifen an die Nase, sog die Luft ein und lächelte. »Ich werde das Band immer an meinem Herzen tragen.«

Hastig band Elva die Schleife wieder zu, drapierte sie so, dass man das abgeschnittene Stück nicht sah. Sie würde ihrer Mutter sagen, dass sie an einem Strauch hängen geblieben war. Ärger würde sie trotzdem bekommen. »Können wir jetzt wieder zum Fest gehen?«, fragte sie.

»Erst wenn auch du ein Pfand von mir bekommen hast.« Thorin griff in sein Wams, zog einen schmalen goldenen Ring hervor und hielt ihn ihr hin.

»Aber Thorin ...«

Als Elva sah, wie Thorin verärgert die Brauen zusammenzog, schluckte sie den Protest hinunter. Er hielt noch immer das Messer in der anderen Hand, und so wie er dastand, mit diesem seltsamen Blick, war er ihr unheimlich. Zögernd nahm sie den Ring entgegen. Er schien im Licht der Talglampe zu pulsieren, als wäre er ein lebendiges Wesen.

Thorin beugte sich vor. »Geh jetzt«, flüsterte er. »Zurück zum Fest. Ich muss noch einiges für die Reise vorbereiten. Und wenn ich wiederkomme ...«

Mehr hörte Elva nicht, denn sie war bereits auf der Treppe. Sie hastete hinauf, rannte über den Hof zurück auf die Feldgasse, in Richtung Markt. Erst als die Musik lauter wurde und die Lichter des Festes vor ihr aufflackerten, verlangsamte sie ihre Schritte.

Allmählich beruhigte sich ihr Herzschlag. Hinter einer Bude, an der kandierte Früchte feilgeboten wurden, blieb sie stehen und betrachtete den Ring. In ihrem Nacken kribbelte es. Hastig stopfte sie das Schmuckstück in ihren Beutel, schüttelte das unbehagliche Gefühl ab und eilte zum Tanzboden.

## Paris, Frankreich, März 1306

Amiel de Lescaux schreckte aus dem Schlaf hoch. St. Bernhard, die große Glocke der Pariser Templerkirche, dröhnte durch den Schlafsaal. Fackeln warfen schummeriges Licht durch die staubgetränkte Luft. Wie immer, wenn sie auf Reisen waren, im Feld lagen oder eine Schlacht bevorstand, nächtigte Amiel gemeinsam mit seinen Ritterbrüdern. Obwohl ihm als Kommandeur und stellvertretendem Marschall des Templerordens eine eigene Kammer zugestanden hätte, verzichtete er darauf, denn er wollte an der Seite seiner Brüder sein, nicht über ihnen stehen.

Als einer der Ersten hatte Amiel Mantel und Waffengürtel angelegt. Er griff nach dem Helm und fuhr sich über den fast kahl rasierten Schädel. Früher waren seine Haare so hell gewesen, dass er Rousset genannt wurde, was Provenzalisch war und Goldstück hieß, doch im Laufe der Jahre waren sie nachgedunkelt, bis sie fast braun waren.

Amiel streckte die Schultern durch. Er wusste, was ihn erwartete. Der König war in Bedrängnis. Seit Tagen schwelte die Stimmung in der Stadt, jetzt war das Feuer ausgebrochen. Mit einem Griff an die Brust vergewisserte Amiel sich, dass sein Amulett mit dem Drachenkopf dort war, wo es sein sollte: an seinem Herzen.

Auch die Männer erhoben sich, Dutzende Leiber; sie sahen aus wie Gras, das sich nach einer Windböe aufrichtet. Sie kleideten sich an und eilten nach draußen. Erst vor wenigen Stunden hatten sie sich zur Ruhe gelegt, nach einem kräftezehrenden Gewaltritt. In nur zwei Tagen waren sie von Tours nach Paris geeilt, nachdem sie die Nachricht von Petrus de Tortavilla, dem Komtur von Paris, erreicht hatte: »Das Volk erhebt sich erneut gegen den König! Jeden Augenblick kann der Aufruhr ausbrechen!«

Wäre es nach Amiel gegangen, hätten sie sich nicht so beeilt, denn der König von Frankreich, Philipp, genannt der Schöne,

war in seinen Augen kein Freund des Ordens. Aber Jacques de Molay, Amiels Herr, Großmeister der Templer und nur dem Papst Gehorsam schuldig, hatte befohlen, den König zu schützen. Was der Großmeister befahl, war Gesetz, und Amiel hätte nicht im Traum daran gedacht, Molays Befehle zu missachten.

Amiel schlug mit dem Schwert auf seinen Schild. Augenblicklich kehrte Ruhe ein. »Männer«, rief Amiel. »Es ist so weit. Das Volk bedroht den König. Wir müssen ihn schützen.«

»Sic!«, riefen die Männer. »So ist es!«

Amiel blickte zum Himmel. Es musste kurz vor den Laudes, dem Morgengebet sein, denn es dämmerte bereits.

»Formation«, befahl er. In Zweierreihen stellte sich seine Garde auf: sechzig kampferprobte Ritterbrüder, die es mit zweihundert Gegnern aufnehmen konnten. Zwei Brüder öffneten die Portale, Amiel fiel in einen lockeren Trab. Er führte seine Männer zum Sammelplatz, der unterhalb des uneinnehmbaren Donjons lag, innerhalb der meterdicken Mauern der Kommende.

Amiel war ursprünglich mit dem Auftrag nach Paris beordert worden, die Bücher der Kommende einzusehen, sie zu prüfen und eine Inventarliste der Schätze zu erstellen. Erst unterwegs hatte er erfahren, dass er nicht nur zum Geldzählen gebraucht wurde. Dabei bedeutete auch diese Aufgabe eine große Verantwortung. Hinter den Mauern der Kommende ruhte nicht nur das französische Vermögen des Ordens, sondern auch das Geld vieler reicher Bürger, das die Templer für sie sicher aufbewahrten, sowie der Kronschatz Philipps des Schönen, der allerdings überwiegend aus leeren Truhen bestand.

Anders als die meisten Kommenden der Templer, die eher befestigten Gutshöfen glichen, war der Tempel von Paris eine Festung mit Donjon, Kirche, Stallungen und Werkstätten, mehreren Brunnen und einer starken Wehrmauer. Er war größer als der Louvre, Burg und Festung des Königs, an dem seit geraumer Zeit wegen Geldmangels nicht weitergebaut wurde. Molay hatte sich geweigert, Philipp noch mehr Geld zu leihen, denn der König kam seinen vereinbarten Tilgungszahlungen nicht nach.

Philipps Kämmerer Enguerrand de Marigny war nichts Besseres eingefallen, als eine erneute Münzverschlechterung anzuordnen. So verlor das Geld die Hälfte seines Wertes, die Menschen waren um ihren Lohn betrogen, und viele konnten sich nicht einmal mehr das tägliche Brot leisten. Hunger grassierte, Männer, Frauen und Kinder starben wie die Fliegen, während im Louvre ein Festmahl nach dem anderen aufgetischt wurde. Viele Hungernde versuchten, etwas zu essen zu stehlen, doch wer erwischt wurde, dem drohte die Todesstrafe.

Selbst die Speicher der Templer waren fast leer. Der Orden konnte nicht ganz Frankreich speisen. Die Menschen hatten die Wahl: verhungern oder sich erheben und aufgehängt werden. Sie hatten nichts mehr zu verlieren. Und wer nichts zu verlieren hatte, der griff zu den Waffen, auch wenn der Tod drohte.

Im Hof hatten sich neben den sechzig Ritterbrüdern dreihundert Sergenten eingefunden, die mit Bögen und Speeren bewaffnet waren. Bis auf das Schnauben der Pferde und das Scharren der Hufe war es totenstill. Ein Bote eilte auf Amiel zu und berichtete ihm die letzten Neuigkeiten.

Da der Marschall, Oberbefehlshaber aller Truppen der Templer, mit dem Großmeister Jacques de Molay auf Zypern weilte, war Amiel als stellvertretender Marschall der Heerführer. Er ritt nach vorne, wendete sein Pferd und stellte sich in den Sattel. »Brüder! Wir rücken sofort aus, König Philipp zittert im Louvre um sein Leben. Er wird von einer wütenden Menschenmenge belagert. Seine Truppen stehen drei Tagesmärsche von hier, seine Garde ist zehn zu eins unterlegen. Sie wird das Volk nicht lange aufhalten können. Die Menschen haben sich gegen den König aufgelehnt. Das ist ein Unrecht, das nicht hingenommen werden darf. Aber das Volk ist nicht unser Feind! Es hungert und handelt aus Not und Verzweiflung. Deshalb ist es unsere heilige Pflicht, kein unnötiges Blut zu vergießen. Denkt an Euer Gelübde! Tötet nur, wenn es nicht zu vermeiden ist!«

Er reckte die Faust in die Luft, die Tore flogen auf, Amiel sprengte an die Spitze des Zugs. Schon auf der Reise von Tours

nach Paris hatte Amiel mit seinen Hauptmännern die Strategie besprochen, die sie im Falle eines Aufstandes anwenden würden. Es war ja nicht das erste Mal, und sie hatten gelernt. Beim letzten Aufstand war es zu einem unnötigen Gemetzel gekommen, das Amiel glücklicherweise nicht zu verantworten hatte.

Die Kommende der Templer lag ebenso wie der Louvre außerhalb der Stadtmauern, beide waren etwa eine halbe französische Meile voneinander entfernt. Die Route hatten sie vorher festgelegt: Sie würden die Straße nach Le Beau Bourg nehmen, dann abbiegen, um in fast gerader Linie bis zum Louvre vorzudringen. Die Sonne stieg über die Dächer, die Luft war kalt, aber der Himmel frei von Wolken. Gutes Wetter für einen Kampf, der hoffentlich nur wenige Opfer fordern würde. Amiel bat Gott um seinen Beistand und darum, dass er seine schützende Hand über sie halten möge.

Sie kamen gut voran, niemand stellte sich ihnen in den Weg. Auf halber Strecke befahl Amiel einem Teil der Sergenten, als Reserve zurückzubleiben. Mit dem Rest der Männer preschte er weiter.

Im gestreckten Galopp flogen die Ritter auf den Louvre zu, vor dessen Mauern sich eine tobende Menge versammelt hatte und mit einem mächtigen Balken das Tor zu sprengen versuchte. Amiel schätzte sie auf drei- oder viertausend Menschen. Das war selbst für seine rund dreihundert Kämpfer keine Kleinigkeit, denn die halb verhungerten Menschen waren in Raserei verfallen, sie kannten keine Angst mehr, fürchteten weder Schmerz noch Tod.

Die Templer trafen keinen Moment zu früh ein. Ächzend gab das Tor nach, wie ein Sturzbach ergossen sich die Leiber in den Hof des Louvre, Todesschreie wurden laut, die Garde des Königs hatte das Feuer mit Armbrüsten eröffnet, aber sie würde die Ver zweifelten nicht lange aufhalten können.

Amiel reckte die Faust und zeigte nach links. Sie bogen ab und ritten zum Hintereingang des Louvre, der nur von einigen Dut zend armseligen Gestalten belagert wurde. Ein Glück, dass die

Aufständischen von niemandem angeführt wurden und daher planlos handelten, sonst hätten sie auch diesen Eingang mit Tausenden Leibern versperrt, und es wäre unweigerlich zu einem Gemetzel gekommen.

Von den Zinnen schoss die Garde wahllos in die Menge, Männer, Frauen und Kinder fielen. Amiel fluchte! Das schürte nur den Zorn der Menschen.

Er gab ein Zeichen. Die Ritter bildeten eine V-Formation, die ersten Reiter stießen mit den stumpfen Enden der Speere die Menschen zur Seite, der Beschuss aus dem Louvre hörte auf. Amiel konnte bei den Angreifern nicht ein Schwert sehen, nicht eine Armbrust, geschweige denn eine Rüstung, sie waren nur mit Knüppeln, Mistgabeln, Messern und Dreschflegeln bewaffnet.

Amiels Männer drängten die Menge auseinander, bildeten eine Gasse, die sie mit gekreuzten Lanzen befestigten.

Ein kleiner Junge schlüpfte durch die Phalanx der Speere, blickte sich verwirrt um. Er hatte sich wohl verlaufen, ahnte nicht, in welcher Gefahr er schwebte. Amiel gab seinem Pferd die Sporen, hob den kleinen Kerl auf sein Pferd und reichte ihn über die gekreuzten Speere den Eltern, die nach dem Kleinen riefen und vor Angst zitterten. Die beiden schienen nicht zu den Ärmsten der Armen zu gehören, ging Amiel nach ihrer Kleidung. Der Mann nickte ihm zu. Quer über sein Gesicht verlief eine Narbe. Amiel erwiderte den Gruß kurz, wandte sein Pferd und gab Befehl, den Durchgang zu sichern. Jeder, der jetzt noch versuchen würde, die Phalanx zu durchbrechen, wäre des Todes.

Das Tor schwang auf. Zwei Dutzend Reiter preschten heraus, unter ihnen der König. Die Ritterbrüder nahmen Philipp und seine Garde in die Mitte und gaben ihren Pferden die Sporen. Die Angreifer waren inzwischen zurückgewichen, sie hatten begriffen, dass sie gegen die Phalanx der Templer kein Mittel hatten. Aber es konnte nicht lange dauern, bis Verstärkung eintraf, bis sich herumgesprochen hatte, dass der König durch den Hintereingang floh.

Im gestreckten Galopp ging es zurück Richtung Tempel, dies-



mal jedoch nahmen sie den Weg westlich der Abtei von St. Martin, um unliebsamen Überraschungen, wie versprengten Aufständischen, aus dem Weg zu gehen. Als die Sergenten, die zurückgeblieben waren, das Banner des Königs sahen, kehrten sie ebenfalls zur Kommende zurück. Es wäre sinnlos, mit so wenigen Männern um den Louvre zu kämpfen. Darum sollten sich Philipps Soldaten kümmern, wenn sie in Paris eintrafen.

Bis dahin wäre der König Gast der Templer. Amiel hätte sich angenehmeren Besuch vorstellen können, aber er hatte keine Wahl, musste das Beste daraus machen. Immerhin musste er nicht den Gastgeber spielen, da der Komtur, Petrus de Tortavilla, für die Betreuung der Gäste zuständig war.

Was für ein schwacher König Philipp doch war! Ohne die Hilfe der Templer hätte die Menge ihn erschlagen, und das Land wäre im Chaos versunken. Nun musste Philipps General die Kastanien aus der Glut holen und den Louvre von den Aufständischen zurückerobern, während Philipp sich am Feuer der Tempelritter wärmte.

Immerhin gab es einen Trost: Philipp würde sich bald wünschen, woanders Unterschlupf gefunden zu haben. Tortavilla würde seinetwegen weder den Tagesablauf noch den Speiseplan ändern noch Feste feiern lassen. Im Tempel herrschte zur Freude Amiels die strenge Regel des Ordens, entgegen den Gerüchten, die er allenthalben aufgeschnappt hatte: Gelage würden hinter den Mauern der Kommenden gefeiert! Männer würden mit Männern das Lager teilen wie Eheleute! Was für ein Unsinn! Er musste unbedingt mit Molay reden. Sie mussten diesen Gerüchten entgegentreten, mussten jeden, der sie verbreitete, der Ketzerei anklagen und verurteilen lassen. Die Templer waren gehorsame Diener Gottes. Niemand hatte das Recht, daran zu zweifeln.

Die Sonne stand schon hoch, als sie im Hof der Kommende ihre Pferde parierten. Die Knechte versorgten die Tiere, auch Gernot de Combret, der Ritterbruder, der Amiel als persönlicher Adlatus zur Seite gestellt war, griff nach den Zügeln. Doch Amiel

winkte ab. Er wollte sich selbst um sein Schlachtrösschen kümmern, das er Fulgor, Blitz, getauft hatte. Fulgor hatte ihn noch nie im Stich gelassen, er achtete auf jede noch so kleine Bewegung, die Amiel machte. Wenn Amiel die Zügel losließ, spürte Fulgor, was sein Herr wünschte, und er hatte sich als das schnellste Pferd entpuppt, das die Ritterbrüder je gesehen hatten.

Amiel versorgte Fulgor, dann begab er sich in das Haupthaus, wo sich der Kapitelsaal der Kommende befand. Dort waren bereits Tortavilla und der König mit seinem Gefolge an einer eilig aufgebauten Tafel versammelt.

Amiel hatte Philipp schon einmal gesehen, wenn auch nur von Weitem. Man nannte ihn den Schönen, doch heute waren seine durchaus edlen Gesichtszüge von Angst entstellt. Nur knapp war er dem Tod entronnen. Amiel deutete eine Verbeugung an, Philipp bedachte ihn mit einem vernichtenden Blick. Hatte der König allen Ernstes erwartet, dass er vor ihm niederkniete? Hatte er erwartet, dass Amiel ihm Honig um den Bart schmierte? Was auch immer, es scherte Amiel nicht. Er nahm seinen Platz neben dem Komtur ein, der unablässig seine Hände knetete.

»Wie kann ich Euch erfreuen?«, fragte Tortavilla den König ausgesucht höflich. Er ließ bewusst Philipps Titel weg, denn der König hatte keinerlei Machtbefugnisse über die Templer.

Dieser verzog das Gesicht. »Ein guter Anfang wäre, wenn Ihr die Räume, in denen Wir logieren werden, ein wenig wärmt, damit Euch nicht etwa gelingt, was dem Pöbel versagt blieb, nämlich Uns zu töten.«

Amiel kniff sich unter dem Tisch in die Hand. Philipp verhielt sich genau so, wie er erwartet hatte: undankbar, unverschämt und hochfahrend. Gerade hatten sie ihn vor dem sicheren Tod bewahrt, und er hatte nichts Besseres zu tun, als sie zu beleidigen. Doch anstatt den König zurechtzuweisen, lächelte der Komtur nur verlegen und sagte: »Aber sicher. Ihr werdet die Kammer des Großmeisters beziehen, solange Ihr bei uns zu Gast seid. Dort ist alles Nötige für Eure Einkehr vorhanden: ein kleiner, aber umso wertvollerer Altar mit Reliquien des heiligen Franziskus von Assisi,

ein wunderbares Kruzifix, in das ein Splitter des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus eingearbeitet ist, und natürlich ein Psalter. Euch zu Ehren werden wir täglich drei Messen lesen lassen, so dass es Euch an Erbauung nicht fehlen wird. Wir wissen, dass Ihr ein gottesfürchtiger, eifriger Diener des Herrn seid.«

»Dafür danken Wir Euch aufrichtig. Doch sicherlich gibt es in diesen Mauern auch andere Möglichkeiten der Erbauung?«

Tortavilla geriet ins Schwitzen. »Die strenge Regel der Templer verbietet alle weltlichen Belustigungen wie Gesang, Tanz oder Spiel. Auch sind Hübschlerinnen in diesen Mauern nicht willkommen. Sicher habt Ihr dafür Verständnis.«

Philipp gähnte. »Nun, haben Wir denn eine Wahl?«

Der Komtur schwieg. Natürlich hatte der König keine Wahl. Er musste die Regeln des Ordens respektieren, solange er sich im Tempel aufhielt.

Der König erhob sich. »Wir sind erschöpft. Wenn Ihr Uns zu Unserem Gemach geleiten würdet?«

Der Komtur nickte dem Verwalter zu, der sich tief vor Philipp verbeugte und ihn bat, ihm zu folgen. Ohne Tortavilla und Amiel eines Blickes zu würdigen, rauschte der König hinaus, seine Lakaien schlichen hinter ihm her.

Kaum war er verschwunden, entfuhr dem Komtur ein tiefer Seufzer. »Beim Kreuze Christi! Was sollen wir nur mit diesem Menschen anfangen?«

Eine gute Frage, auf die Amiel keine Antwort hatte, zumindest keine, die er laut aussprechen durfte. »Passt auf ihn auf, Bruder«, sagte er stattdessen. »Sorgt dafür, dass es ihm an nichts fehlt, und lasst ihn nicht aus den Augen.«

»Immerhin ist er ein König«, murmelte Tortavilla.

»Ja und? Vor allem ist er ein Mensch.«

Der Komtur entspannte sich. »Ihr habt recht.« Er legte Amiel eine Hand auf die Schulter. »Was haltet Ihr davon, jetzt die Bücher durchzugehen? Ich brauche eine vernünftige Beschäftigung, und ich freue mich darauf, Inventur zu machen. Bin ich denn ein Schausteller, der das Volk belustigen soll?«

Amiel willigte gerne ein.

Den Rest des Tages verbrachten sie in der Schatzkammer, zählten und wogen, fertigten Listen an und verglichen Einnahmen und Ausgaben, hielten lediglich für einen kurzen Imbiss und die Gebetszeiten inne. Amiel war aufrichtig erfreut, als sie nur ein paar unbedeutende Abweichungen entdeckten und feststellten, dass das Vermögen der Templer erneut angewachsen war. Hätte der König seine Schulden bezahlt, hätte es sich fast verdoppelt. Für Molays ehrgeizige Pläne würde jedoch selbst dieses Vermögen nicht ausreichen.

Gerade unterzeichnete Amiel das letzte Dokument, das dem Komtur die Richtigkeit seiner Bücher bescheinigte, als Philipp nach Tortavilla verlangte. Lustlos kam dieser dem Wunsch des Königs nach.

Amiel zog es vor, sich mit seinen Männern zu unterhalten. Er verabschiedete den Komtur auf der Treppe vor der Schatzkammer und eilte zu dem Saal, in dem sie am Morgen so unsanft aus dem Schlaf gerissen worden waren.

Die Männer begrüßten Amiel mit Klopfen auf ihre Schilde. Keiner war verletzt worden, weil Amiel besonnen vorgegangen war. Das wussten sie zu schätzen. Amiel wiederum bedankte sich für den tapferen Einsatz.

Plötzlich stürmte ein Sergent außer Atem in den Saal. »Herr, Ihr müsst in den Kapitelsaal kommen, sofort. Der Komtur führt dem König unsere Schätze vor, um ihn zu zerstreuen.«

Amiel verschluckte sich vor Schreck und musste husten. Was war in den Komtur gefahren? War Petrus de Tortavilla von allen guten Geistern verlassen? Amiel sprang auf, rannte los. Vor dem Kapitelsaal hielt er inne, richtete seine Gewänder und klopfte sich den Staub von den Ärmeln. Er durfte nicht wie ein Bauernlummel vor den König treten. Und da Tortavilla offenbar bereits mit der Präsentation begonnen hatte, war es sowieso zu spät, sie zu verhindern.

Amiel betrat den Saal, und seine Befürchtungen bestätigten sich. Der Komtur zeigte gerade auf eine geöffnete Truhe, in der

Geschmeide von erlesener Güte schimmerte. Blutrote Rubine, grün funkelnde Smaragde, Schmuckstücke, die eines Königs würdig waren, ohne Zweifel.

»Wir verfügen über Schätze aus dem gesamten Weltenkreis«, sagte Tortavilla. In seinen Augen glänzte Stolz.

Philipp spannte seinen Körper an; Amiel hatte den Eindruck, eine Hyäne vor sich zu haben, die sich zum Sprung bereitmachte.

Jedes Kind wusste, dass Philipps Politik fast ausschließlich darin bestand, irgendwie Geld aufzutreiben, mit welchen Mitteln auch immer. Er war gierig, skrupellos, machtbesessen und gefürchtet. Ging etwas gegen seinen Willen, war sein Zorn schrecklich. Wie konnte der Komtur einem hungrigen Wolf ein wehrloses Lamm vor die Nase setzen? Der König war im Moment schwach, gewiss, aber das konnte sich jederzeit ändern. Von nun an würde sich jedenfalls sein Appetit auf die Schätze des Ordens ins Unermessliche steigern.

»Ist es nicht wunderbar? Wir können Euch jeden Tag etwas anderes vorführen, damit Euch die Zeit nicht allzu lang wird«, schwärmte Tortavilla.

Philipp leckte sich über die Lippen. »Habt Ihr vielleicht einen Becher Wein für Uns, damit Wir die Vorführung noch mehr genießen können?«

Der Komtur klatschte in die Hände, dienende Brüder traten ein, trugen Wein, Früchte und Pastete auf. Philipp langte zu, schmatzte laut, nickte Tortavilla zu. »Ganz ausgezeichnet, mein Lieber, ganz ausgezeichnet. Nur weiter so.«

So viel dazu, dass Philipp sich an die Regeln des Ordens halten muss, dachte Amiel verbittert.

Erneut klatschte der Komtur in die Hände. Auf Samtkissen brachten bewaffnete Ritterbrüder drei goldene, mit Edelsteinen aller Art verzierte Kronen herein und legten sie vor dem König auf den Tisch.

»Einst zierten diese Kronen die Köpfe heidnischer Fürsten«, erklärte Tortavilla und verneigte sich.

Amiel schätzte den Wert der Kronen auf zweitausend Pfund

Silber, genug, um dreißig Schlachtrösser zu kaufen, wobei ein Schlachtross zehnmal so viel kostete wie ein gutes Reitpferd.

Was mochte bei diesem Anblick in Philipps Kopf vorgehen? Amiel konnte es sich nur zu gut vorstellen. Angesichts seiner misslichen Lage konnte ihn nur ein Gedanke beherrschen: Wie kann ich mir den Schatz der Templer aneignen?